

Fünfzig Jahre im preussischen Hofpredigerdienste.

D. E. Jablonsky.

Vortrag, gehalten in der Aula der Universität

von

Prof. Dr. J. Kvacala.

[Sonderabdruck aus „Acta et commentationes Imp Universitatis Juriensis
(olim Dorpatensis) 1896, № 1“.]

Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu
165049

Jurjew (Dorpat).

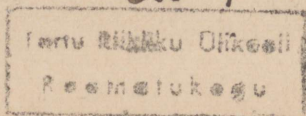
Druck von C. Mattiesen.

1896.

Vor dem Gericht der Geschichte verschwand bereits manche Grösse, als der Schleier, der durch Vorurtheile und falsche Deutung unklarer Zeitumstände um sie gewoben, zerriss; aber dieser Schleier hat auch oft die Erkenntniss von Personen verhindert, deren Würdigung verdient und im allgemein historischen Interesse erforderlich ist. Indem ich es unternehme, das Gedächtniss eines zu letzterer Art gehörenden Mannes zu erneuern, gleicht meine Arbeit jener des Archäologen, der aus den verschiedenen, aus dem Schutt geretteten Fragmenten ein Ganzes zusammenstellen soll, ohne die Vorlage zu haben¹⁾: dies entschuldige die Unsicherheit und Ungenauigkeit der Züge. Auch hoffe ich, dass neben den Schranken meines Könnens, auch die Kürze der mir zugewiesenen Zeit als mildernder Umstand gelten wird, wenn

1) Das Ausführlichste, was mir über Jablonsky bekannt, ist Kleinert's Artikel in Herzog's Realencyclopaedie, darin das gedruckte Material, wenn auch nicht vollständig, berücksichtigt worden ist. Gegenwärtige Arbeit, deren Ursprung ein gelegentlicher ist, will weniger eine definitive Zusammenfassung meiner bisherigen Forschung, als den Umfang des Materials und die ungefähren Grundzüge des daraus zu gewinnenden Bildes bieten, zugleich die Nothwendigkeit weiterer Studien darthun, der sich der Autor nicht entziehen will. Deshalb auch kein Verweis auf die Quellen. Es ist in folgendem Handschriftliches benutzt worden aus dem Kgl. Geh. Staatsarchiv Berlin, Staatsarchiv Posen, Kirchl. Archiv Lissa, Kgl. Bibl. Hannover, Brit. Mus. und Lambeth-Library London, Kirchl. Archiv Bethlehem Pa., ferner private Papiere des Herrn Max Jablonsky in Berlin. Dagegen ist es mir nicht gelungen, in Genf die Documente zur Verbindung mit A. Court in der so reichen Court-Collection aufzufinden.

Est. A



man wahrnimmt, dass an dem Bilde die Beleuchtung und die Farben dürftiger sind, als es der Gegenstand erheischte und werth war.

Ein Opfer des dreissigjährigen Krieges ward auch die Unität der böhmischen Brüder. Zwar sorgten die Führer für's Zusammenbleiben der Auswandernden, warnten die in der Diaspora Wohnenden vom Uebergang zu einer anderen Kirche, ermahnten die Mitglieder zum Ausharren bei dem Bekenntniss der Väter und auf dem Pfade der ersten Liebe. Aber bei dem Gange, den die Ereignisse nahmen, war die Thätigkeit der umsichtigen, opferbereiten Hirten erfolglos: sie waren Führer ohne Gefolgschaft. Ihnen erübrigte nichts, als sich nach entsprechender Thätigkeit in verwandten Glaubensgemeinschaften umzusehen.

Anfangs stellte man den Austretenden die begehrten Entlassungszeugnisse unwillig aus, als aber an eine Rückkehr in die Heimath nicht mehr zu denken war, so versöhnte man sich leichter, sobald die bescheidenen Ansprüche der Unität befriedigt waren, mit dem Dienst in der reformierten Kirche, der man am nächsten zu stehen glaubte. Ausser in England und in Holland ward ihre sittlich-religiöse Bedeutung auch vom grossen Kurfürsten von Brandenburg gewürdigt. In seine Landeskirche kam als reformierter Prediger zu Memel der Schwiegersohn des Comenius, Petrus Figulus, später zum Bischof der Unität gewählt, und als Fürst Radziwill, die Stütze der Evangelischen in Lithauen, den Kurfürsten um materielle Unterstützung des karg besoldeten Pastors bat, bewilligte ihm der Kurfürst eine Erhöhung des Gehalts, Quartiergeld und verschiedene Zulagen (1666).

Wahrscheinlich war es die Erziehung der Söhne, die grössere Anforderungen an den Haushalt des Pastors gestellt hat: das Vermögen, das sein Schwiegervater Comenius einst besessen, wurde im schwedisch-polnischen Kriege ein Opfer der Flammen, er selbst lebte als Schützling eines reichen Gönners in Amsterdam; eine andere Erbschaft stand den Enkeln von Holland aus kaum in Aussicht als geistige, diese war aber überreich. Der jüngere, Daniel Ernst, der in der Verbannung den latinisierten Namen Figulus mit dem ursprünglichen Jablonsky vertauscht, und dessen Gedächtniss die nachfolgenden Zeilen erneuern sollen, hat den edlen, reichen Geist seines Grossvaters geerbt und in rast-

losem Arbeiten derart bewährt, dass sein Leben kurz am besten als ein Fortleben des in neuerer Zeit hochgefeierten letzten Patriarchen der tragisch endenden Unität bezeichnet wird. Nur dass dem minder productiven Enkel das Schicksal die Mühe des Grossvaters ersparte, nach einer schützenden Macht für die Unität lebenslang vergeblich zu suchen, und ihn an einen sicheren Ort, eine einflussreiche Stelle führte, wo er für alle Glaubensverwandten einzustehen nie aufhörte. Die aus lebendigem Glauben entsprungene, nach Thätigkeit unermüdlich suchende Liebe für das Evangelium und das Christenthum, und das Streben nach Selbstvervollkommnung auch durch die Erforschung und Ausbreitung der weitesten Gebiete der Wahrheit sind ebenso eine Erbschaft vom Grossvater, wie es eine Tradition der Kirche, der Familie war, dass er, der bischöfliche Sohn und Enkel, sich der Theologie widmete. Ob er auch direkt von Comenius beeinflusst ward und seine Kinderjahre vielleicht in Amsterdam zubrachte, ist ungewiss. Aber schon im 10. Jahre verwaiste er, 1670 starb sein Vater und dann sein Grossvater: recht jung beendigte nun Daniel Ernst seine Studien, schon mit 19 Jahren kam er als Rector der Stadtschule auf das Radziwillsche Gut Birzy, an der kurlischen Grenze: nur kurze Zeit lebte er hier, aus Gründen, die wir nur errathen. Mit dem Tode des Boguslaw Radziwill (1670) verschied der letzte Magnat, der die Evangelischen in Polen thatkräftig schützen konnte, und nun herrschte grosse Sorge, dessen einzige Tochter und Erbin, Karolina Ludwika, könne einen Katholischen heirathen, womit alle auf ihren Gütern bestehenden Kirchen preisgegeben worden wären. Ein solches Unglück abzuwehren, sandte man begabte Vertreter der Kirche an ihren Hof: so auch Jablonsky. Aber schon im folgenden Jahre (18. Februar) wurde er zum Diakonus geweiht, den 9. August desselben Jahres zog er mit den Genossen, Hartmann und Gülich, im Besitze eines Stipendiums nach Oxford.

Die englische Kirche, deren Gotteshäuser er anfangs sorgfältig mied, gewann durch die darin herrschende Ordnung, wie durch die edlen Repräsentanten der Hierarchie so sehr seine Sympathien, dass er in ihr die vollendetste christliche Gemeinschaft fand, und die anfangs hochgeachteten Presbyterianer nur mehr bedauern konnte. Aber auch eine andere Erwerbung scheint in diese Studienzeit zu gehören: die Bekanntschaft mit dem Mädchen, das er 5 Jahre nach seinem Scheiden von England heimführte. 1683 wurde er reformirter Pastor in Magdeburg,

1686 Pastor und Rector der Schule zu Lissa. Mit grosser Feierlichkeit wurde der vielverheissende Enkel des Comenius ins Amt eingeführt: die fröhliche Feststimmung wiederholte sich, als 2 Jahre später Barbara Fergusson seine Frau wurde (7. Febr. 1688). — Sein Glück wurde nur gestört durch die traurigen ihm von allen Seiten zukommenden Nachrichten über das Los der Evangelischen auswärts, und durch ihre Lage und Zustände in Polen selbst. Im vorletzten Decennium des XVII. Jahrhunderts durchlebte die ausserdeutsche evangelische Kirche eine Krise, sie kämpfte um ihr Dasein. Die missionierenden Dragonaden des erfinderischen Louvois, und der fromme Eifer des nichts weniger als heiligen Ludwig XIV. zerstörten grausam die friedlichen Gemeinden der Huguenotten: ein neues Vaterland bot ihnen der grosse Kurfürst. In Ungarn wurden nach der missglückten Verschwörung Vesselényis unschuldige evangelische Pastoren vors Gericht gezogen, des Landes verwiesen, zum Theil auf die Galeeren verkauft, in Eperjes wüthete Caraffa schrankenlos gegen das Leben und den Besitz vornehmer Evangelischer. Mit jesuitischem Fanatismus wurde 1682 die evangelische Kirche in Wilna zerstört, die Leichname geschändet, nur mit Mühe rettete der Geistliche sein Leben; das Gericht fand Niemanden zur Bestrafung vor: die neuzuerbauende Kirche durfte weder die Gestalt eines heiligen Gebäudes noch ein Kreuz haben, und musste an einer andern Stelle erbaut werden: so ging's in Polen. Sogar in dem durch die Revolution Cromwells gesäuberten England erhob Roms Anhang muthig das Haupt: mit gewaltiger Anstrengung seiner Kräfte kämpfte das Volk und der evangelische Clerus gegen die restituierten Stuarts, die aus der Geschichte nichts lernen wollten. — In den letzten Jahren änderte sich zwar manches: die Angst der Lithauer schwand, als die Erbin der Radziwillschen Güter einen brandenburgischen Fürstensohn heirathete, und der Nachfolger des grossen Kurfürsten, Friedrich III., dem Oranier bei seinem und des Protestantismus Siege in England Hilfe leistete: der Kurfürst von Brandenburg galt allen Protestanten als der einzige Monarch auf dem Continente, dem es um seinen Glauben und um den Schutz seiner Glaubensgenossen allerwärts ernst war.

I.

Am 10./20. Februar 1691 erging an den Kurfürsten Friedrich III. von Königsberg die Anfrage, ob er „den von der refor-

mierten Gemeinde vorgeschlagenen Prediger zu Poln.-Lissa, Daniel Ernestus Jablonsky, sonst Figulus genannt“ zum Hofprediger daselbst berufen wolle. Nach einer Woche antwortet der Kurfürst: da die Gemeinde einmal so sehnlich darauf bestehe, sei er einverstanden. Dieser Berufung scheint der Minister P. Fuchs, mit dem später Jablonsky in nahen Beziehungen stand, sich besonders angenommen zu haben. Zunächst war aber die Angelegenheit nicht so rasch erledigt: die Gemeinde zu Lissa hing an ihrem Pastor und verhandelte im Mai über eine Revocation; ohne Erfolg, Jablonsky entschied sich für Königsberg und die Gemeinde gab sich damit zufrieden. Es drang bei seinen bescheidenen, armen Glaubensgenossen die Auffassung durch, dass Jablonsky's Persönlichkeit und Gaben für Lissa, das mit alltäglichen Talenten gut versorgt werden könne, Luxus seien, während er, ein so treuer Sohn der Unität, als preussischer Hofprediger, gewiss befähigt sein würde, neben seinen höheren Aufgaben auch seiner früheren Gemeinde hilfreich zu gedenken.

Wie schnell bestätigten sich die Vermuthungen und Hoffnungen! Schon nach 2 Jahren erhielt Jablonsky einen Ruf an den Dom zu Berlin als reformierter Hofprediger. Rasch erkannte man die Vielseitigkeit seines Wissens und seine Fähigkeiten, und so öffneten sich ihm bald die Säle, wo die bedeutsamsten Entscheidungen der preussischen Staatsgewalt getroffen wurden. Der Kurfürst Friedrich nämlich, dem evangelischen Glauben vom Herzen zugethan, hegte den Wunsch auch für Glaubensgenossen, die fremde Unterthanen waren, so viel als möglich zu thun. Zu den ersten Thaten dieser Art gehörte die Stiftung von Stipendien für polnische und siebenburgische Theologen. Bald knüpfte Jablonsky auch eine Bekanntschaft mit seinem lutherischen Collegen, Ph. J. Spener an; wenn er sich auch in die pietistischen Streitigkeiten der lutherischen Kirche nicht mengte, so ersieht man, dass er inmitten der Anfeindungen gegen Spener auf dessen Seite stand. Dies zeigte sich auch bei den von neuem aufgenommenen Unionsverhandlungen.

Der Brandenburger Hof, reformiert, bei vorwiegend lutherischer Bevölkerung, hatte lebhaftes Interesse an der Vereinigung der Lutheraner und Reformierten. Aehnliches Streben schien nun von Hannover aus zur Geltung zu kommen, wahrscheinlich im Zusammenhang mit englischen Successionsaussichten. Am hannoverschen Hofe lebte Leibnitz, der eben einen, noch weiter gehenden, freilich erfolglosen Versuch zur Verständigung mit be-

deutenden Vertretern der römisch-katholischen Kirche, Spinola und Bossuet, unternommen hatte, und nun für die hannoverschen Unionspläne eintreten sollte. Die Helmstädter Theologen erklärten den Vorsatz für löblich; durch seinen ausgezeichneten Freund Ezechiel Spanheim, einen brandenburgischen Diplomaten, den man die Zierde des preussischen Hofes nannte, liess nun Leibnitz diesen Plan an den Kurfürsten Friedrich gelangen. Dieser wählte zum Vertrauensmann seinen Hofprediger Jablonsky. Schon im October 1697 hatte dieser eine Besprechung mit Spener, der bekanntlich die Zeit für dies erstrebenswerthe Ziel nicht reif genug hielt. Im folgenden Jahre fasste Jablonsky eine Programmschrift für die Verhandlungen ab, Spanheim, auf seiner Durchreise nach Paris, übergab sie in Hannover, wo sie günstig aufgenommen worden. Leibnitz und Molanus veröffentlichten eine freundliche Antwort, „Via ad pacem“, privaten Charakters. Darauf unternahm Jablonsky zu diesen Zwecken eine Reise nach Hannover, von der er fröhlich und muthvoll zurückkehrte, aber trotz Leibnitzens Drängen stöckten die Verhandlungen, die Aufmerksamkeit der Berliner Hofkreise wandte sich anderem zu: der Erwerbung der königlichen Krone.

Mit den Vorbereitungen zu dem Krönungsact treffen zwei Reisen Jablonsky's nach Lissa zusammen. Einer alten Tradition gemäss wünschte der Kurfürst, dass die Krönung von Bischöfen vollzogen werde. Vor die dafür in Aussicht genommene Zeit fällt die Wahl und die Ordination Jablonsky's zuerst zum Con-senior, dann zum Senior der Unität¹⁾. Bekannt ist, wie man bei der Einführung der Reformation in England und in Schweden den Zusammenhang mit der alten Kirche dadurch aufrecht zu erhalten meinte, dass man die nunmehr evangelischen Bischöfe von solchen ordinieren liess, die die Weihe von Rom erhalten hatten. Die Unität glaubte damals noch an die heute bereits preisgegebene Legende, ihre Bischöfe hätten die Weihe von einem Waldenserbischof, durch den sich die Nachfolge gar bis auf die Apostel zurückführen liess. Demgemäss sollte nun die Bischofsweihe der preussischen Bischöfe von der Unität her

1) Brandes (Geschichte der preussischen Kirchenpolitik I, 413) behauptet, Jablonsky hätte die Bischofsweihe auf Anordnung des Kurfürsten angenommen. Dagegen scheint zu sprechen, dass die Unität für die Erlaubniss des Königs noch einen besonderen schriftlichen Dank abgesandt hat.

gebracht werden. Die Schwierigkeiten bei der Ordination Jablonsky's wurden bald beseitigt. Der König gab seine Erlaubniss begreiflicher Weise um so leichter, als ja 3 Bischöfe auf einmal ordiniert werden sollten, um der bereits öfter eingetretenen Verlegenheit, dass die Succession durch jähnen Todesfall des Bischofs unterbrochen würde, vorzubeugen. Zwei Bedenken hatte noch Jablonsky selbst, und wandte sich an seinen englischen Freund Grabe mit den Fragen: ob er die Ordination von einem einzigen Bischof als gültig zu betrachten habe, und ob er die Würde, obgleich von der Unität fern wohnend, und mit den Arbeiten seines eigenen schwierigen Amtes überhäuft, annehmen dürfe. Doch allzu grosse Bedeutung schrieb er diesen Scrupeln nicht zu: er nahm die Weihe an, ohne die Antwort abzuwarten. Sie lautete: es genüge, wenn er den Anforderungen seiner Wähler gerecht werden zu können glaube. Darauf ertheilte Jablonsky den beiden Hofpredigern, Ursinus in Berlin und v. Saden in Königsberg, die Bischofsweihe, welche dann die Krönung vollzogen; die Festrede hielt Jablonsky selbst.

Irrig erwiesen sich die kühnen Berechnungen Roms, mittelst der Krone den neuereierten König selbst für die katholische Kirche gewinnen zu können: die daraufhin verweigerte Anerkennung des Papstes konnte den neuen König nur in seinem Glauben festigen. Man griff von neuem zu den Arbeiten für die Wiedervereinigung und dadurch auch Stärkung der beiden evangelischen Kirchen. Der Gedanke hatte auch inzwischen nicht geruht; besonders Leibnitz drückte öfter seine Unzufriedenheit damit aus, „dass die irenische Angelegenheit wieder ins Stocken gerathen sei“ (März 1703). Kurze Zeit nach dieser Klage erliess Friedrich eine bedeutsame Anordnung an seinen Bischof Ursinus: er möge ein Collegium zu Zwecken des Friedenswerkes einberufen. Collocutoren wurden reformierterseits Jablonsky und Strimesius. Jablonsky's Rath, dass Spener als Vertreter der lutherischen Kirche zugezogen werde, wurde nicht befolgt; die beiden lutherischen Mitglieder erwiesen sich als ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Lütke zog sich nach der ersten Verhandlung zurück, und nun verlor Winkler das Gleichgewicht der Besonnenheit. Er machte einen Vorschlag des Inhalts, dass der König nach seinem fürstlichen Recht die reformierte Liturgie und Abendmahlweise in seinem Lande einführen solle, unbekümmert um den etwaigen Widerspruch der Lutheraner. Dieser, den fürstlichen Intentionen widersprechende Vorschlag wurde nun indis-

creter Weise, wahrscheinlich von feindlicher Seite, veröffentlicht, und erregte solch' einen überwältigenden Widerspruch, dass an eine Fortsetzung der Verhandlungen gar nicht mehr gedacht wurde.

Mit lebhafter Aufmerksamkeit verfolgten die mit Jablonsky bekannten höchsten kirchlichen Kreise in England den Verlauf dieser Verhandlungen. Sie durften davon auch für die englische Kirche bedeutendes erhoffen. Jablonsky's Hochschätzung der anglikanischen kirchlichen Eigenart war in London kein Geheimniss; schon vor der Krönung kündigte er in einem Briefe seinen Vorsatz an, die englische Liturgie in Preussen einzuführen. Die irenischen Arbeiten von Leibnitz, Fabricius, Spener wurden nach England geschickt. Mit Genugthuung konnte Jablonsky aus dem Collegium melden, dass in der Hochschätzung der englischen Kirche beide Confessionen übereinstimmten. Es folgte nun eine Reihe von Publicationen, darauf berechnet, den Engländern die deutsch-reformirte Kirche und dies Streben nach Vereinigung nahe zu bringen. Dazu gehört die englische Publication des Briefes, den die Genfer Kirche und Akademie an den König aus Anlass der Unionsprojecte geschickt: die Beschreibung der Liturgie des Dankgottesdienstes in Neufchatel aus Anlass der Königskrönung, welche Liturgie in der Vorrede als der englischen sehr ähnlich bezeichnet wird. Parallel damit wurde das Interesse des deutschen Publicums für die englische Kirche geweckt. Eine Herausgabe der Lobwasserschen Psalmübersetzung versah Jablonsky mit einem Vorwort, worin ein Lob der englischen Liturgie, die das Alte Testament gebrauche. Jablonsky erhielt das theologische Doctorat von Oxford. Der englische Autor Nicholls widmete seine Schrift „Vertheidigung der englischen Kirche“ dem preussischen König, dessen Bemühungen um den Kirchenfrieden er lobt: daraus entwickelte sich ein Briefwechsel zwischen Berlin und London, dessen Ziel die Förderung des Planes, dem der für Aeusserlichkeiten innig eingenommene König vom Herzen zugethan war.

Wahrscheinlich ward diese Thätigkeit durch eine Reise Jablonskys nach London gefördert. Sein Eifer, seine Liebe für die auswärtigen Protestanten, diesmal die ungarischen, führte ihn dahin. Gleich nach seiner Ankunft in Berlin hatte sich Jablonsky ihrer Sache angenommen. Seit 200 Jahren waren in Ungarn die religiösen Kämpfe mit den politischen eng verbunden, besonders seitdem mit Rudolph der Geist der Jesuiten am Hofe

eingezogen war und, wie stets, auch die Politik zu lenken begann. Die freie Sonderstellung Siebenbürgens galt als Schutz gegen jeden Zwang und Druck; als dieser unerträglich wurde, brach die Unzufriedenheit offen aus, an der Spitze der allerdings bereits katholisirte Abkömmling bedeutender protestantischer Ahnen, Franz Rákóczy II. Als dann der spanische Erbfolgekrieg begonnen, kam es zu wiederholten Friedensverhandlungen mit dem Kaiser, der gerne seine Kräfte gegen Frankreich concentrirt hätte. Wiederholt wandte sich der Fürst an den mit Oesterreich verbundenen König von Preussen, seinen Kampf für religiöse Freiheit betonend; einen warmen Fürsprecher fand er an Jablonsky, von dem sich auch der Minister Ilgen informieren liess. Es hiess, den Kaiser zu einem günstigen Frieden zu stimmen; trotzdem dies stets misslang, begleiteten lebhaftere Sympathien am preussischen Hofe die Kämpfe der Aufständischen in Ungarn. Da erfolgte eine Katastrophe der Rákóczy'schen Heere bei Trencsén, darob am preussischen Hofe grosse Consternation; man rieth nun dem Fürsten, er möge sich um jeden Preis mit dem Kaiser vergleichen. Der Agent Rákóczy's war ein junger Ungar mit bedeutenden Fähigkeiten, der in Frankfurt an der Oder seine Studien kaum beendet, Joh. M. von Clement. Als dieser die eben erwähnte Botschaft der Brandenburger nach Ungarn gebracht, verfiel Rákóczy auf die Idee, den Höfen zu Berlin und London eine Politik zu empfehlen, dergemäss das Gleichgewicht gegen die Praeponderanz des Habsburger Hauses durch Entreissung Ungarns herzustellen wäre. Von Clement sollte den Plan an den Herzog von Marlborough bringen. Mit Rücksicht auf v. Clements Jugend bat der Fürst, man möchte ihm Jablonsky als Begleiter nach Holland und England geben. Ilgen war dagegen, aber Graf und Gräfin Wartenberg dafür; von Clement erbat und erhielt eine Audienz, der König war dem Plane geneigt, er erliess in seiner Gegenwart an Ilgen den Befehl, Jablonsky den nöthigen Pass auszustellen, freilich zunächst nach Holland, wo der Herzog von Marlborough, der englische allmächtige Minister, verweilte. Incognito, als Weltlicher verkleidet, ging Jablonsky mit, als Träger romantisch sentimentaler politischer Pläne, wie sie vor einem halben Jahrhundert sein Grossvater im Interesse von Rákóczy's Verfahren gedichtet hatte. Von Clement kann die Entschlossenheit und Selbstaufopferung seines Mentors nicht hoch genug rühmen. Aber Marlborough war nicht mehr in Holland. Ohne die Erlaubniss zu einer Reise nach England zu besitzen, entschloss sich Ja-

blonsky, bloss auf die Intention des Königs bauend, zu einer Ueberfahrt nach London. Ehrentvoll wurden sie am englischen Hofe empfangen, zweimal im Cabinetrath der Königin vernommen. Kurz aber kraftvoll schilderte Jablonsky die harten Kämpfe in Ungarn, die politischen, besonders aber die religiösen; durch seine Worte zieht die Erregung eines Exulanten, der in dem Unterdrücker Ungars zugleich den Vernichter seines eigenen Vaterlandes und Glaubens sieht, aber auch eine Leichtgläubigkeit, die schwerlich sonst der preussischen Diplomatie eigen war: er führte aus, Rákóczy verschmähe das französische Bündniss, das er thatsächlich vergebens angestrebt. Aber was einst ein Mann, wie Cromwell, unter Thränen für unmöglich erklärt, sollte nicht von einem Diplomaten, wie Marlborough, verwirklicht werden. Man billigte die Idee Rákóczy's, für die sie in der Zukunft gerne eintreten würden, zur Zeit jedoch sei es dem Fürsten dringend nöthig, sich schon dieser Idee willen zu conservieren und deshalb sich mit dem Kaiser zu versöhnen, wobei man bereitwillig für die Zeit der Unterhandlungen den Beistand zusagte. Derselbe Empfang wurde ihnen auch im Haag zutheil. Jablonsky's Opferfreudigkeit ging so weit, dass er auch die Kosten vorstreckte; schon seit langem hatte er öfter sein Geld zu fürstlichen Zwecken ausgeliehen. Mit königlichen Handschreiben von Berlin und London kehrte von Clement zu seinem Herrn zurück, diesem halfen sie nicht viel; in dem ein Jahr darauf geschlossenen Frieden zwischen dem Kaiser und den Aufständischen wurde Rákóczy nicht aufgenommen und zog als Verbannter in die Türkei. Bescheiden waren die politischen und religiösen Errungenschaften, die sein Aufstand seinem Lande gebracht. Er selbst gab die Hoffnung noch nicht auf. Sein Agent zog in den nächsten Jahren wieder über Berlin nach London, von Jablonsky durch Empfehlungsbriefe unterstützt. Seine Thätigkeit erleichterte die Arbeit einer Gesellschaft daselbst, die zum Zweck hatte, Interesse und Hilfe für die auswärtigen Evangelischen zu pflegen und die bedauerte, über Jablonsky's Incognito-Aufenthalt von 1709 nichts gewusst zu haben.

Sicher ist, dass nun die Pläne, betreffend die Anglisierung der Liturgie in Preussen, nur umso eifriger besprochen wurden; auf Allerhöchsten Befehl verfasste und überreichte Jablonsky dem Minister für kirchliche Angelegenheiten, von Printzen, eine, ihrem ersten Theile nach seitdem nachgedruckte und erörterte Denkschrift, worin dem Monarchen mit Hinweis auf die Könige

Israels und Constantin die weitesten Rechte auf kirchlichem Gebiete zugesprochen werden, auf Grund derer er wohl einen erstrebenswerthen Schritt in der Veränderung der Kirchenverfassung umsomehr unternehmen könnte, als dadurch auch dem Werke der Wiedervereinigung der evangelischen Kirchen gedient würde. Ein zweiter Theil handelt über den Gottesdienst, betreffs dessen zwei Fragen zu beantworten seien: 1) worin besteht der Gottesdienst, 2) welche ist die beste Art der Ordnung und Vervollkommnung desselben? 8 Regeln stellt er für's letztere auf, zuletzt verweisend auf die Einrichtung in der Kirche in dem neulich an Preussen gefallenem Neufchatel. Die Correspondenz mit England über diese Frage hatte wohl der Uebertritt der Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel zum römischen Glauben nicht wenig gestört. Sie wurde vom Prinzen Carl (später Kaiser Carl VI.) zur Frau begehrt, natürlich unter der Bedingung der Conversion, zu der sie aber keine Lust empfand. Mehrere Gutachten wurden eingeholt, alle sprachen sich gegen den Uebertritt aus, ausser der Helmstätter Facultät, deren Votum, von Professor Fabricius verfasst, dahin lautete: wenn das Anerbieten kommt, ohne dass man ihm nachgegangen wäre, also aus höherer Fügung, und wenn dadurch das gemeine Wohl der evangelischen Kirche gefördert wird, ist der Uebertritt zweckmässig, die Glaubensunterschiede sind ja nicht fundamental. Die allgemeine Entrüstung über diese bald an die Oeffentlichkeit gelangte Schrift verpflanzte sich auch nach England und, wie Leibnitz, hatte auch Jablonsky seine liebe Noth, eben jene Facultät zu vertheidigen, welche schon fast ein Jahrhundert wissenschaftliche Grundlagen für die von ihm erstrebte Union suchte. Doch dauerte die Correspondenz, auch durch v. Clement vermittelt, bis 1713. In diesem Jahre wurden v. Clement's Bemühungen im Interesse Rákóczy's durch den Friedensschluss zu Utrecht gegenstandslos, ebenso die episcopalistischen Bemühungen Jablonsky's, als nach dem Tode des Königs Friedrich I. der praktische, nüchterne, sparsame Friedrich Wilhelm I. den Thron bestieg. Für Jablonsky's Stellung am Hofe blieb dieser Wechsel ohne Belang. Aber die Freundschaft mit v. Clement sollte ihn zu einer Krise führen, aus der er nur mit grossen Schwierigkeiten und nach bitterer Demüthigung erlöst werden konnte.

Von Clement's Gewandtheit bei den Friedensverhandlungen zu Utrecht hatte die Aufmerksamkeit der österreichischen Diplomatie auf sich gezogen und er widerstand nicht der Versuchung,

nachdem ihn der mittellos gewordene Herr nicht mehr brauchen und besolden konnte, in den Dienst seiner bisherigen Feinde zu treten. Aber bald verlor er das Vertrauen Eugens von Savoyen, war eine Zeit lang in sächsisch-polnischem Dienst, doch als sein neuer Chef, Flemming, gelegentlich von Eugen vor ihm gewarnt wurde, verlor er auch diese Stelle. Mittellos, wie er dastand, sann er auf Rache und Erwerb zugleich; schnell war ein Plan fertig: er gedachte seiner Bekanntschaft mit Jablonsky und bat ihn, zerrissene Fäden der auch wegen Schuld anrühigen Verbindung anspinnend, einen Brief dem König geheim, unmittelbar zu überreichen. Jablonsky erfüllte durch die Vermittelung eines einzigen hohen Beamten v. Clement's Wunsch. In dem Briefe stand: Prinz Eugen und Minister Flemming hätten im Einvernehmen mit den höchsten Würdenträgern des Königs selbst den Plan verabredet, den König bei einer Jagd festzunehmen, dessen Schätze zu confiscieren und die Residenz zu besetzen. Bei einer hierauf angeordneten persönlichen Begegnung v. Clement's mit dem König wusste dieser seine Behauptung mit so viel Kenntniss der sonst geheimen Umstände und der leitenden Personen, und mit so viel gefälschten und wahren Documenten zu stützen, dass der König ihm Glauben schenkte und ihn reichlich belohnte. Doch wurde der Verdacht des aufs Höchste erregten Königs, der sich unterdessen seinem Minister Ilgen entdeckte, allmählich zerstreut und v. Clements Lüge und Verrath zweifellos. Es galt nun ihn, der unterdessen die noch fehlenden Documente erwerben sollte, festzunehmen. Aber auf preussischem Boden wollte er nicht erscheinen und so gebrauchte man eine List. Man sandte Jablonsky, der in den Plan nicht eingeweiht war, mit einem weltlichen Beamten nach Holland, wo v. Clement verweilte, hier wurde er zu grosser Bestürzung Jablonsky's verhaftet, nachdem er diesem kurz vorher zur Tilgung seiner Schuld 2500 Thaler übergeben. Dies Geld hat dann v. Clement in der Untersuchung als Bestechungsgeld bezeichnet und sofort wurde der Hofprediger seines Amtes suspendiert, gegen ihn die Untersuchung wegen Mitschuld eingeleitet. Ein halbes Jahr dauerte die qualvolle Strafe, als man ihn dann unschuldig befunden, musste er in einer Predigt den König, ausserdem die verdächtigten Hofwürdenträger in einzelnen Briefen um Verzeihung bitten. Sie wurde ihm zu Theil. Der König liess ihn nur gemahnt sein, sich ferner in die Politik nicht zu mischen; Eugen von Savoyen äusserte einen ähnlichen Wunsch. Doch wie völlig die Restitution gelang, wie rein der

so Angeschwärzte befunden, zeigt nichts dentlicher, als dass man auch diese Beschränkung und zwar eben von den leitenden Kreisen aus fallen liess. — Wie bisher, blieb er auch ferner der Berather in den religiösen Angelegenheiten auswärtiger Evangelischer: unter diesen aber standen bereits seit langem im Vordergrunde des Interesses die polnischen.

II.

Die erste Intercession Preussens zu Gunsten der polnischen Protestanten, durch Jablonsky vermittelt, fällt noch in die Zeit Johannes III.¹⁾ Häufiger wurden solche diplomatischen Schritte, seitdem Friedrich August der Starke, Kurfürst von Sachsen, um den Preis seines Glaubens die Krone Polens erkaufte. Ihm, dem man nachsagen konnte, dass er seine Religion nicht gewechselt, da er solche nie gehabt, war das Los der Evangelischen nur ein Faden in dem gar nicht einfachen Gewebe seiner Diplomatie: aller Rücksichten fühlte sich auch sein Minister Flemming enthoben, wenn es galt in Polen des Königs sehr geringe Macht zu heben. Gleich im ersten Jahre seiner Herrschaft hat der katholische Priester Kupisky den evangelischen Pastor Lisiecky, der in einer Filiale bei seinen Gläubigen Besuch abgestattet, gefangen genommen, mit den Worten: er habe in seiner Herde einen Wolf gefunden, qualvoll ermordet. Als man mit grösster Anstrengung den Process zu Ende geführt und eine gelinde Verurtheilung erzielt, appellierte Kupisky nach Rom und alle weitere Mühe war vergeblich. — Nach der Katholisierung des sächsischen Hauses war Preussen der einzige evangelische kurfürstliche Sitz; die auswärtigen Evangelischen wussten von der innigen Anhänglichkeit des Königs an seinen Glauben, und fast gleichzeitig schrieb man an Jablonsky von der Schweiz und von Polen her: neben Gott sei der preussische König die einzige Hilfe der Bedrängten. Besonders nahe war die Verbindung mit den lithauischen Protestanten, deren Geistliche in Saalfeld, also von einer preussischen kirchlichen Behörde ordiniert wurden.

1) Eine gründliche Uebersicht über die Intercessionen Preussens in Polen bis 1724 giebt, allerdings bloss auf Grund der Sammlungen in Berlin und Dresden, Fr. Wolff in seiner selbständigen Schrift: Preussen und Polen 1724. Jablonsky's Bedeutung wird daselbst hervorgehoben.

Die Klagen und Bitten um Hilfe gingen entweder durch Jablonsky an den König, oder es wurden die auf diplomatischem Wege gekommenen Jablonsky zur Begutachtung übergeben. Die Klagen mehrten sich, als in der hereingebrochenen Kriegszeit alle Menschlichkeitsrücksichten schwanden. Da tauchte bei Friedrich I. schon 1709 der Plan einer Theilung Polens auf. Aber indem die preussischen Heereskräfte im Westen kämpften, konnte ein Eingriff zu Gunsten der polnischen Evangelischen nur akademischer Art sein. Litterarisch kämpfte sein Hofprediger mit grosser Hingebung dafür. Um die Ungesetzlichkeit der Unterdrückung zu erweisen, stellte er in einer besonderen Schrift die geschworenen Rechte der Dissidenten zusammen; als ein polnischer Bischof Ancuta eine Widerlegung erliess, verfasste Jablonsky eine Erwiderung. Er stilisierte die Gesuche der Dissidenten, und suchte durch Schilderungen der traurigen Lage der Glaubensgenossen allseitige Theilnahme zu wecken. Alles wurde erwogen und versucht, nichts brachte Hilfe und Besserung. 1712 schrieb Jablonsky an Stanislaus, den von Carl XII. protegierten Gegenkönig, er möge sich Polens erbarmen, die ihm eben von Berlin zugehenden Bedingungen liessen eine günstige Lösung der Glaubensfrage zu ¹⁾. Von 1717 an erfolgen Schritte, um die Mitwirkung Russlands bei der Intervention zu Gunsten der Dissidenten zu erreichen. Diesen von Jablonsky schon 1702 ausgesprochenen Gedanken hat 1716 ein polnischer Geistlicher, Rekucz, wiederholt, als man durch Repressalien, die die preussische Regierung gegen ihre katholischen Unterthanen anwandte, die Lage der polnischen Evangelischen nur noch mehr erschwerte und bedrohte. Schon 1707 hatte Jablonsky die Conföderatio Vilenska von 1599 copiert, 1720 von Neuem gebraucht. 1721 bat man den Zaren, bei dem Friedensschluss mit Schweden die Religionsfreiheit der Evangelischen in Polen zu fordern. Dafür votierte der Reichstag in Warschau 1720 ein Gesetz, das in seiner, wie es scheint, absichtlich dunkeln Fassung gar die freie Religions-

1) Dies ist das einzige mir bekannte Schriftstück von Jablonsky an Stanislaus. Jablonsky wird das Schreiben nicht ohne das Wissen des Hofes abgefasst haben und so werden die hier angedeuteten Bedingungen dieselben sein, wie sie zwei Wochen früher Ilgen dem schwedischen Gesandten Wellingk mitgetheilt: Stanislaus möge abdanken, dafür bleibt ihm die Nachfolge nach August's Tode; vergl. ausführlich Droyssen: Geschichte der preussischen Politik 4. 1. 422.

ausübung bedrohte, und nun schritten einzelne Bischöfe zur Schliessung evangelischer Kirchen. Doch all' die Ereignisse zusammenzustellen, wie sie nach und aus einander folgten, die einzelnen Evangelischen ihrem Rechte und Glauben nach befehdend und die ganze evangelische Kirche ihrer Freiheit, ja ihres Daseins beraubend: hiesse ein bisher unbeschriebenes Blatt der traurigen Geschichte dieser immer mehr verheerten evangelischen Märtyrerkirche ausfüllen, — hierzu mangelte es auch an Zeit. Die an Erfolgen arme, an Liebe und unermüdlicher Erfindsamkeit reichen Interventionen der von Jablonsky berathenen Regierung können wir auch nur im Ganzen: als ernst, aber nicht entschlossenen charakterisieren. Dies zeigte sich bei dem bekannten Fall in Thorn 1724. Jesuitenzöglinge veranlassten bei einer Procession eine Balgerei mit evangelischer Bevölkerung, diese stürmte und verwüstete das Collegium der Jesuiten, verbrannte die Marienbilder. Ein ausserordentliches Gericht wurde eingesetzt. Das Gericht verurtheilte die Stadt zum Schadenersatz, die protestantische Kirche sollte in die Hände der Jesuiten übergehen und das Grausamste war, dass 10 Bürger, darunter der Bürgermeister, mit ihrem Leben büssen sollten. Die ungeschickte, empörende Weise der Hinrichtung des Letzteren weckte in ganz Europa ungeheure Aufregung¹⁾: in erster Reihe in Preussen und zwar auch am Hofe. Als jedoch Ilgen dem leicht erregbaren König erklärte, ein Vorstoss der Truppen gegen Thorn bedeute einen Krieg mit Polen: sah man das Gewagte eines solchen Schrittes bald ein; man begnügte sich mit kleineren Repressalien an preussischen Katholiken: einer Maassregel, aus der, wie bereits erwähnt, für polnische Evangelische wenig Gutes folgte. Vergeblich waren all' die schönen Memoriale, deren Jablonsky auch nachher noch einige abgefasst (einige davon waren für mehrere Mächte bestimmt): Polen schritt auf dem Wege zum Untergang unaufhaltsam weiter.

Wie wir bereits sagten, findet man in Jablonsky's Verwendung vor und nach dem Fall Clement keinen Unterschied. 1729 erbat man gar seine Mitwirkung in einer reinpolitischen

1) Eine anonym deutsch erschienene, auch in's Französische übersetzte Schrift: „Das betrübte Thorn“ 1725, wird in den Catalogen und auch sonst Jablonsky zugesprochen (so auch Brandes a. a. O. I p. 518). Dem widerspricht Wolf, ohne nähere Gründe anzugeben.

Angelegenheit, in der polnischen Erbfolgefrage. Bis zu seinem Tode sehen wir in den zahlreichen preussischen diplomatischen Acten fast überall Jablonsky's Hand, bittend und rathend, und besäßen wir alle die Schreiben, die er den Glaubensgenossen zugeschickt: dann könnten wir erst beurtheilen, wie viel Theilnahme und Trost von seiner angesehenen Stellung für die Bedrängten zugekommen war.

Begreiflich wandte sich aber seine zarteste Fürsorge der Unität zu, und diese hatte es nicht zu bedauern, dass ihr Bischof in fremden Diensten stand. Gelang es doch Jablonsky, den König Friedrich gar für die finanziellen Angelegenheiten der Brüder zu interessieren. Zweimal hat er in wilder Kriegszeit die Zerstörung ihres Sitzes, der Stadt Lissa, verhütet. Die Leitung der Collecte in England, Schweiz und Frankfurt lag in Jablonsky's Händen. Er wachte über die Alunnen, die gewöhnlich er zum Stipendium empfahl, er revidierte die Gesangbücher, Katechismen, Bibelübersetzungen. 1712 baten die littauischen Reformierten den König, er möge erlauben, dass Jablonsky auf ihrer Synode erscheine. Die Freiheit benutzte dieser auch zur Erneuerung des alten religiösen Conföderalismus von Sendomir. 1712 kamen zu der Versammlung in Danzig auch 2 lutherische Geistliche: nur schwach waren inmitten der vielen Hemmnisse die Erfolge dieser Verbrüderung zum Zwecke eines erfolgreicherer Widerstandes. In Thorn hatte er, dieselbe Freiheit benutzend, zwei Bischöfe für die Unität ordiniert. Den Zwecken der Unität sollten ferner zwei interessante Schriften dienen: über die Reihenfolge der Bischöfe in der Unität, und über den Consens von Sendomir, letztere dem Erzbischof von Canterbury in Dankbarkeit für hilfreiche Freundschaft gewidmet. Aber über Alles fesselte seine Aufmerksamkeit die allgemeines Aufsehen erregende Thätigkeit des Grafen Zinzendorff. Mit Freude nahm Jablonsky zur Kenntniss, wie der Graf die Reste der mährischen Brüder um sich gesammelt, und als sich Zinzendorff ihm näherte, fand er eine liebevolle Würdigung seiner Pläne. In dem ersten seiner mir bekannten Briefe ermuthigt Jablonsky den Grafen, indem er in seinen Anfängen einen erfreulichen Gegensatz zur Abstumpfung der Theologie in Deutschland und England findet. Die Entwicklung der Freundschaft oder Bekanntschaft sehen wir in der Empfehlung Nitschmann's nach Holstein; sie erreicht ihren Höhepunct in der Weihe Nitschmann's und dann Zinzendorff's zu Bischöfen der Unität. Die Weihe des Letzteren, gegen

die sich manche Bedenken erhoben, erfolgte auf eine Anordnung des Königs, der sich durch seinen Hofprediger informieren liess¹). War auch die neue Gemeinschaft ihrer Geistesart und ihrer Verfassung nach nicht die Fortsetzung der alten Unität, so war sie offenbar ein grosser Gewinn und Vortheil für die, die ihren Glauben in der Heimath nur zerstreut und geheim bekennen durften, daher die freudige Bewegung, die sich in den begrüssenden Worten Jablonsky's aus Anlass der Weihe bekundet.

Aber auch aus den habsburgischen Ländern erscheinen Bittsteller am preussischen Hofe. Mit Ungarn und Siebenbürgen dauerte die Verbindung bis Jablonsky's Tode fort. Auch vermittelte er die Bitten der evangelischen Böhmen, und mit Freude empfing er aus Amsterdam eine grössere Ladung böhmischer religiöser Bücher, die bestimmt waren für „nos pauvres Bohémiens“. Bekanntlich entstand bei Berlin unter dem Beistand des preussischen Königs eine evangelische böhmische Gemeinde, mit erfreulich frischem inneren Leben, eine Nachblüthe, wie sie auf einem Boden, der bloss zur Hälfte günstig, doch fruchtbar werden kann. Eifrig suchten ihn auch mit ihren Bitten die rücksichtslos behandelten Schlesier auf, seit dem westphälischen Frieden verloren sie an Hunderte ihrer Kirchen: Jablonsky sollte sie über ihre Rechte orientieren. Aehnlich die Städte Danzig, Thorn, Elbing. Und als auf den Trümmern der Zerstörung, die der „christlichste König“ Ludwig XIV. an der Kirche seiner thätigsten und treuesten Bürger, der Huguenotten, angerichtet, ein neues Leben erstehen sollte, wandte sich deren Apostel, Antoine Court, ein Mann von altchristlichem Opfermuth, mit der Bitte um Kräftigung und Unterstützung auch an den in der ganzen evangelischen Welt wohlbekannten Hofprediger zu Berlin. Und auch der Ocean verschloss seinem Geiste die Liebeswege nicht: seine Fürsorge und Theilnahme erstreckte sich auch auf die Protestanten des neuen Welttheils, wo eine mährische Kirche aufzuleben begann²).

Bei der zeitweiligen Freundschaft zwischen Berlin und dem

1) Ueber die vielfachen strittigen Nebenumstände muss ich auf die zusammenfassende Darstellung bei Ritschl; Geschichte des Pietismus III, 302 ff. verweisen.

2) Der Gelegenheitscharakter der gegenwärtigen Schrift möge entschuldigen, wenn ich die Schrift von Schweinitz: The history of the Unity etc. 1885 nicht benutzen konnte, sie blieb mir trotz mancher Bemühung unzugänglich.

neuentstandenen Petersburg ist es nur erklärlich, wenn Jablonsky's Aufmerksamkeit auch der fernen griechisch-orthodoxen Kirche sich zuwandte. Während er Zuschriften über irenische Verhandlungen mit Römisch-Katholischen fast ärgerlich zurückwies, dachte er mit Ernst an die Möglichkeit einer Gewinnung der Russen für den Protestantismus. König Friedrich hat sich eine Zeit lang mit dem Gedanken getragen, ein Seminar für das östliche Nachbarvolk nach dem Muster des Collegium germanicum in Rom zu gründen. Nach den Erfolgen Peters des Grossen mussten diese frommen Wünsche wachsen. Aber sie erwachten auch in der katholischen Kirche. Bekanntlich hat sich dieser Monarch bei seinem Aufenthalt in Paris (1717) von der Sorbonne ein Gutachten über etwaige Vereinigung der römischen und russischen Kirche geben lassen; als er es seinen kirchlichen Räten zur Beantwortung vorlegte, kamen ihm zwei Entwürfe zu: einer des protestantisch gesinnten Prokopovitsch, der auch abgesandt wurde, und einer des zum Katholicismus neigenden Stephan Javorsky. Mit Letzterem hatte sich noch die evangelische Theologie reichlich zu beschäftigen. In einem grossen Werke „Kamen viery“, das unter Peter gar nicht gedruckt werden durfte, hat er einen scharfen, systematischen Angriff gegen den Protestantismus gerichtet. Dagegen regten sich nun die deutschen protestantischen Theologen, denen das russisch geschriebene Buch nur schwer zugänglich war: Buddeus, Mosheim, Bulfinger. Nun betrachtete es auch der mit ihnen befreundete Jablonsky, der sich in seinen letzten Jahren gar mit der Abfassung einer slavischen Kirchengeschichte beschäftigte, als seine Aufgabe, das feindselige Werk zu widerlegen. Wie weit diese Arbeit gedieh, wissen wir nicht. Mit grossem Zuvorkommen wurden unterdessen einzelne orientalische Theologen an den Höfen zu Berlin und London, wie auch in Lanbeth-palace empfangen, auch für freundliche Aufnahme von seiten der deutschen Collegen hat ihr Gönner Jablonsky gesorgt. Noch in den letzten Jahren erbat er sich von dem preussischen Gesandten in Petersburg, Mardefeldt, die Propositionen der Sorbonne, die er bei Widerlegung Javorsky's brauche. Wahrscheinlich hinderten ihn andere Arbeiten an der Vollendung dieses Unternehmens ¹⁾.

1) In der Geschichte der Petersburger wissenschaftlichen Akademie lesen wir, dass auch ein Stephan Jablonsky eine Widerlegung Javorsky's abgefasst hat. Leider

III.

Denn man darf es nicht aus den Augen verlieren, dass das bisher Erzählte nur in uneigentlichem Sinne zum Wirkungskreise Jablonsky's gehörte. Zunächst hatte er zu predigen: die Früchte dieser Arbeit sind uns in mehreren Bänden seiner deutschen Predigten erhalten, sie sind nicht rhetorische Musterreden, aber praktisch, schriftmässig gehaltreich. Als er dann Stellvertreter des Bischofs und Mitglied des Kirchenrathes geworden, häuften sich auch die bürokratischen Aufgaben. Warmes Interesse hatte er auch für die schwer heimgesuchte pfälzische Kirche, die durch die Ryswicker Clausel um bedeutende Theile ihres Besitzes gekommen. — Auch wissen wir aus seinen Briefen, dass die irenischen Bemühungen in Deutschland fast bis zu seinem Lebensende fortgesetzt worden sind. Leider sind uns seine, die Details bewahrenden *Diaria irenica* nicht erhalten, unsere Kenntnisse darin sind fragmentarisch: ich beschränke mich darauf zwei That-sachen zu erwähnen. 1719 ist er zu einem irenischen Congress nach Braunschweig gefahren. 1726 hatte er helle Freude über die Zusammensetzung der Commission, die die Verhandlungen zu leiten hatte. Eine auch in England mit lebhafter Aufmerksamkeit verfolgte Correspondenz führte er mit dem Dresdener Collegen, Val. Löscher. Als an Gesinnungsgenossen schrieb er u. A. an die Tübinger Klemm und Pfaff, die bedeutendsten Vertreter des Collegialsystems, J. C. Wolff in Hamburg, Neuscheter in Zürich, Cyprian, Sartorius in Göttingen, Schardius in Halle; von seinen lutherischen Gegnern war der rührigste Neumeister, Pastor in Hamburg, dessen Bestrafung einmal gar vom *Corpus evangelicorum* angestrengt wurde¹⁾.

War diese Mühe fast eine vergebliche, so hat er in stiller Zurückgezogenheit für das Reich Christi mit grösserem Erfolg gearbeitet. Eine Frucht davon ist seine Ausgabe des Alten Testaments. „Ihr liegt der Athias-Leusden'sche Text zu Grunde. Was aber dieser Arbeit ihren besonderen Werth giebt, ist die sorgfältige Ver-

fehlt dabei der directe Hinweis auf die widerlegende Schrift, und so bin ich nicht im Stande, diese ungenaue Nachricht auf ihre Echtheit zu prüfen. — Quellen für seine slavische Kirchengeschichte bat D. E. Jablonsky von dem Akademiker Bayer.

1) Den Gang der weiteren Unionsverhandlungen schildert Hering in seinem bekannten Buche über die Geschichte der Unionsverhandlungen, und Brandes a. a. O.

gleichung noch anderer älterer Hauptausgaben und verschiedener Codices, die umsichtige Auswahl der Lesarten und die fleissige Berichtigung der Punctuation. Das bekannte Werk von J. H. Michaelis fusst auf dieser Jablonsky'schen Textedition, welche ihrem Verfasser einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Bearbeitung des alttestamentlichen Textes sichert¹⁾. Aber weil ihn die Lästerungen der jüdischen Gelehrten gegen Christum mit Wehmuth und Zorn erfüllten, sollte das Treiben dieser antichristlichen Elemente ans Licht der grossen christlichen Gemeinschaft gelangen; daher seine Verwendung um die Ausgabe Eisenmenger's Schrift „Neuentdecktes Judenthum“, worin die Blasphemien gegen das Christenthum übertriebener Weise mit der offenkundigen Tendenz der voreingenommenen Feindseligkeit zusammengestellt werden. Dasselbe Motiv bewog ihn auch zu einer selbstständigen Talmudausgabe, einem Werke von grossem Umfang, worin er seine Ersparnisse hineingelegt, um sie zu verlieren.

Nur indirect dienten den religiösen Zielen seine erfolgreichen wissenschaftlichen Bestrebungen. In erster Linie die Begründung der Akademie in Berlin. Der Gedanke war nicht neu; hatte doch schon der grosse Kurfürst Verhandlungen über die Stiftung einer solchen Anstalt eingeleitet, die aber zu keinem Resultat führten. Jablonsky wurde gleich nach seiner Ankunft in Berlin Mitglied der bei Ez. Spanheim gehaltenen gelehrten Zusammenkünfte, die fast als Vorstufe der Societät erachtet werden können. Eines Tages, im Herbste 1697, äusserte die Kurfürstin Sophie Charlotte bei der Tafel ihr Bedauern darüber, dass an einem Orte wie Berlin kein eigener Kalender verfasst werde, kein Astronom und keine Sternwarte anzutreffen sei. Jablonsky fasste diese Bemerkung auf, brachte sie vor den Oberpräsidenten Dankelmann, der sofort auf den Gedanken der Kurfürstin einging: es sollte zunächst eine Sternwarte errichtet werden. Mit Freuden erfuhr dies Leibnitz und drängte nun zu weiteren Schritten, zur Gründung einer Societät. Als die Verhandlungen betreffend Leibnitzens Berufung nach Berlin scheiterten, hat der König den 18. März 1700 auf dem Schlosse Oranienburg auf Grund des Jablonsky'schen Entwurfes im Allgemeinen beschlossen, eine Académie des sciences und ein Observatorium in Berlin zu gründen. — Es entsprach der grösseren wissenschaft-

1) Urtheil des Herrn Prof. Dr. W. Volck.

lichen Bedeutung Leibnitzens, wenn er, mit der Abfassung des Stiftungsbriefes betraut, zum ersten Vorsitzenden der Societät ernannt wurde; auch die Betonung der deutsch-nationalen Aufgaben derselben mag ihm zugeschrieben werden, dagegen glaube ich, dass die Urheberschaft des Gedankens: die Societät habe für die Mission in China zu sorgen, nicht ohne Grund bei seinem Freunde, dem Hofprediger, gesucht wird. Aber sollte man den Ruhm der Gründung auch völlig Leibnitz überlassen, so war es der Mann, der die Societät unter den schwierigsten Verhältnissen aufrechterhielt, ihr zweiter Präsident, eben unser D. E. Jablonsky. In einer Eingabe 1715 beklagt er sich direct über die Vernachlässigung der Societät seitens Leibnitzens, den vielleicht die Langsamkeit der Fortschritte unwillig gemacht hatte, der aber nach der obigen Eingabe, nie vergass, die ihm zugewiesenen, wenn auch nicht verdienten Summen zu heben. Vollends unter Friedrich Wilhelm, der für das Institut keinen Sinn hatte, war es Jablonsky, dem es nicht an Lust und Zeit fehlte, sich in den Dienst der Societät zu stellen. Sein reiches Wissen umfasste, einem englischen Mediciner zufolge, ausser Theologie, Philosophie und Geschichte auch Physik, Mathematik, Politik — so war er denn auch befähigt, auf allen Gebieten die verdienstlichen Leistungen zu erkennen, den Autoren den Eintritt in den Kreis zu ermöglichen und zu erleichtern. Manche dies beweisende Andeutung und Mittheilung findet sich in seiner Correspondenz. Aber diese dient auch directer, specieller Erörterung der verschiedensten Fachfragen: einige möchte ich erwähnen: so bespricht er mit Hauber geographische, mit Wolff und Wilkin orientalische, mit Wilkin juridische Fragen; Graupp's Kalendervorschlag wird acceptiert; sogar inmitten der aufregendsten diplomatischen Arbeit vergisst er nicht den in England weilenden v. Clement auf Bentley's Horazausgabe aufmerksam zu machen. Er erlebte es noch, dass sein Briefwechsel mit Leibnitz von einem Leipziger Professor der Eloquenz herausgegeben wurde.

Im 80. Lebensjahre erging an Jablonsky eine ehrende, anerkennende Ordre des ihm bestens gewogenen Königs: am 4. Febr. 1740 ertheilte ihm dieser Dispens von der Directorialarbeit, damit er die Erziehung der Geistlichen und Prediger überwache, weil ihm Jablonsky's apostolische Methode besonders „wohlgefälle“. Alle unter 30 Jahr stehenden sollten 2—3mal an einer,

unter seiner Leitung stattfindenden Uebung theilnehmen¹⁾. Im März desselben Jahres feierte ihn in seiner Geschichte der Unität der fleissige Historiker J. Rieger: er preist das schöne und ganz besondere Exempel Jablonsky's an, „der denen Brüdern schon 41 Jahre vorstehet, welches in dieser Geschichte seines Gleichen nicht hat“: er gratuliert demselben zur Krone der Ehren, die ihm der Herr aufgesetzt²⁾.

Noch in demselben Jahre starb Friedrich Wilhelm; ein Jahr darauf folgte ihm Jablonsky, nachdem er noch den dritten König von Preussen in einer Krönungspredigt hatte begrüssen und feiern können. Aus seinem Nachlass nahm die Unitätsgemeinde zu Lissa die nicht verkauften Talmudexemplare zur Tilgung der bei ihr zu dieser Ausgabe aufgenommenen Schuld an sich.

Ihm schuldet bis heute ein dankbares Andenken in erster Linie die Unität und die preussische Kirche. — Ferner die evangelische Kirche an allen Orten. Wenn auch kein epochenschaffender Genius, hat er ihr in einsichtsvoller Liebe und unerschütterlicher Treue gedient, helfend, was in schwerer Lage grosses ist: das Bestehende zu erhalten. Die Geschichte seiner Thätigkeit erweitert und erläutert in den entsprechenden Theilen die Geschichte aller evangelischen Kirchen auf dem Continente, wie die der Gesamtentwicklung theils durch die halbhundertjährige Wirkung für die Union, theils durch die Förderung der Zinzendorff'schen Reform. Seine die antijüdische Publication hervorriefende Hingebung an Christum fordert für ihn die Achtung aller Christen ohne Unterschied der Confession. — Als ein Mann der Wissenschaft wird er wohl auch das Interesse der ausserkirchlichen Kreise umsomehr gewinnen, als die Erinnerung an die mit seinem Namen eng verknüpfte Begründung der Königlichen Akademie in Berlin diese berühmte Anstalt wohl einmal veranlassen dürfte, ihre eigenen Ursprünge allseitig, gründlich wissenschaftlich prüfen zu lassen. — Man sagt: wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten: von ihm, den

1) Neben ihm ist dieselbe Auszeichnung auch dem lutherischen Propst Reinbeck zu Theil geworden. Ich weiss nicht, ob mit diesen Uebungen die Anfänge der von Kleinert erwähnten Candidatenstiftes zusammenfallen.

2) Es wäre vom Interesse zu constatieren, ob es auch in der Geschichte der preussischen Hofprediger Fälle einer halb Jahrhundert dauernden Amtsverwaltung ausser der Jablonsky's giebt.

die Besten seiner Zeit zu den Besten ihrer Zeit zählten; einem Exulanten, der es nicht versuchte, die süßen Bande des irdischen Vaterlandes aufs Neue zu knüpfen, damit er das Bürgerrecht des himmlischen nicht verliere; einem Kosmopoliten, insofern er in seinem Herzen und mit seinem Blick die ganze Welt von Pennsylvanien bis China umfasste, der zum Schluss seines Lebens sich doch liebevoll zu seinem Volke kehrte, sich in dessen christliche Anfänge vertiefend, von ihm wird wohl, unbeachtet aller Wandlungen der Zeit — je gründlicher er erkannt wird, vielleicht in umso ausgedehnterem Sinne — das Wort des alten Dichters gelten: „*Multa pars mei vitabit Libitinam*“.
